

Marianne J. Voelk

DANIEL, MEIN JÜDISCHER BRUDER

Eine Freundschaft im Schatten
des Hakenkreuzes



Weltbild

Daniel, mein jüdischer Bruder

Marianne J. Voelk

Daniel, mein jüdischer Bruder

Eine Freundschaft im Schatten
des Hakenkreuzes

Weltbild

*Diese Geschichte beruht auf wahren Begebenheiten.
Verschiedene Schauplätze und Namen einzelner Personen mussten jedoch
geändert werden, um die Privatsphäre zu schützen.*



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Copyright © 2016 Brunnen Verlag, Gießen
Einbandgestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotiv © Bildarchiv Pisarek / akg-images
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU
ISBN 978-3-8289-5202-7

2021 2020
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Geleitwort

Wie kann in einer extrem judenfeindlichen Zeit wie der des Dritten Reiches eine Freundschaft zwischen einer christlichen und einer jüdischen Familie entstehen und bestehen bleiben?

Die Christin Ludwina und die Jüdin Mirjam freunden sich an, als Mirjam mit Ehemann und Stieftochter in der Nachbarsvilla einzieht, und bald werden die Männer in die freundschaftliche Beziehung integriert. Die Freunde nehmen einander wahr als das, was sie sind: als liebenswerte Menschen, und sie respektieren und schätzen sich gegenseitig.

Rosalie und der Nachbarsjunge Daniel werden 1933 im Jahr der Machtergreifung Hitlers geboren. Wie selbstverständlich schildert die Autorin, die sich später Marianne nannte, ihren Alltag, die Freundschaft zwischen den beiden Familien und deren Kindern, bis die nationalsozialistische Judenverfolgung immer stärker dieses Leben beeinträchtigt.

Die »Nürnberger Rassengesetze zum Schutz des Deutschen Blutes«, welche Juden den Umgang mit »Ariern« unter Androhung empfindlicher Strafen untersagen, lassen die Familien jedoch Mittel und Wege finden, ihre Freundschaft weiterhin im Geheimen zu pflegen.

Von Kapitel zu Kapitel dramatischer nimmt die Autorin ihre Leser mit durch die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur. Sie lässt uns die zunehmenden Schikanen gegen die jüdischen Freunde und das Grauen mit allem Schrecken, das ihnen widerfährt, wie auch ihre Hoffnung auf Rettung miterleben.

Marianne J. Voelk lässt ihre Leser daran teilhaben, wie der Krieg an der »Heimatfront« erlebt wurde. Aus eigenem Erleben als Kind beschreibt sie aufrüttelnd die Hilflosigkeit der Bevölkerung gegenüber dem Bombenterror und den täglichen Kampf ums Überleben. Man begegnet Menschen, denen man lieber aus dem Weg gehen würde, und wird doch auch Zeuge tiefer Mitmenschlichkeit.

Antisemitismus wird als gefährliche Dummheit entlarvt. Aus der Sicht des Mädchens Rosalie wird deutlich, wie unbegreiflich, widerwärtig und unsinnig die damalige Judenhetze war. Das Buch muntert dazu auf, anderen ohne Vorurteil zu begegnen und sie wahrzunehmen, wie sie sind.

Es ist erstaunlich, wie das der Autorin ohne moralischen Zeigefinger gelingt. Es reicht aus, dass sie diese berührende Geschichte erzählt. Sie kann dazu beitragen, dass die Erinnerung an die Schikanen und die Gräueltaten der Nazis im Dritten Reich im Bewusstsein der Deutschen nicht verloren gehen.

Das Buch ist ein packendes und ergreifendes Werk. Ich wünsche der Autorin und dem Buch viel Erfolg.

Dekan Christopher Krieghoff
*Evangelischer Vorsitzender der Gesellschaft
für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Franken e.V.
in Nürnberg*

Inhalt

Geleitwort	5
1. Rosalie – das Glückskind	13
2. Daniel – mein Freund	18
3. Rassengesetze	22
4. Die geheime Gartentür.	37
5. Die Entführung	44
6. Besucher in der Reichskristallnacht.	55
7. Ein verloren gegangenes Mädchen	73
8. Wissbegierige Kinder	80
9. Keine Schule für Daniel	89
10. Kriegsbeginn.	96
11. SA-Führer vor der Tür	111
12. Noah in Flossenbürg.	118
13. Diphtherie im Hause Rosenholz	139
14. Zuflucht im Baumhaus	150
15. Schmerzlicher Abschied.	156
16. Daniels Flucht.	163
17. Mein jüdischer Bruder	178
18. Getarnt und verborgen	190
19. Bomben über Nürnberg	202
20. Evakuierung aufs Land	215
21. Unser sonderbarer Lehrer	233
22. In Stalingrad vermisst	243
23. Jüdischer Pimpf.	248

24. Aufdringlicher Verehrer	260
25. Daniels Enttarnung.	271
26. Dr. Strettners »Ermordung«	281
27. Unter Tieffliegern, Feuerregen und blutendem Himmel	294
28. Die Amerikaner kommen	304
29. Neuer Anfang am Dutzendteich	316
30. Gefährliche Spiele auf Trümmerbergen	327
31. Deutsch-amerikanische Freundschaft.	337
32. Glückliches Wiedersehen	349
33. Zukunftsträume	363

Im Gedenken an meine geliebte Mutter,
die mich schon vor vielen Jahren dazu drängte,
unsere Geschichte aufzuschreiben.

1. Rosalie – das Glückskind

»Mein Gott, hat das Kind große Ohren und Füße«, entschlüpfte es der Hebamme, als sie mich nach der Geburt an den Füßen hochhielt, um mir den obligatorischen Klaps auf den Po zu geben. Mein Vater erhob sich von seinem Platz neben Mutter, wo er während meiner Geburt gesessen und sie im Arm gehalten hatte. Er trat näher, begutachtete mich kritisch und nickte. »Stimmt!«, lautete sein alarmierender Kommentar, der meine Mutter sofort in Tränen ausbrechen ließ, und ich leistete ihr sogleich lauthals mit kräftigem Schreien Gesellschaft.

Natürlich kann ich mich nicht wirklich an das Erlebnis meiner Geburt am Pfingstmontag im Juni 1933 erinnern, doch mein Vater und Oma Franzl mussten mir später, als ich größer war, von allen Ereignissen dieser Nacht und des folgenden Tages wieder und wieder jede Einzelheit erzählen, sodass sich in mir im Laufe der Zeit die feste Vorstellung entwickelte, ich hätte alles bewusst erlebt. Ebenso beruhen die in diesem Buch geschilderten späteren Ereignisse, bei denen ich noch zu jung war, um sie zu verstehen oder bei denen ich nicht persönlich anwesend war, auf Erinnerungen meiner Eltern, meiner Oma Franzl und der Familie Rosenholz.

»Gebt mir mein Baby!«, forderte meine Mutter unter Tränen. Die Hebamme hüllte mich in ein vorgewärmtes Tuch und legte mich in ihren Arm.

»Hör gar nicht hin, meine Süße«, flüsterte meine Mutter tröstend. »Du bist wunderschön!« Sie streichelte mir zärtlich über Kopf und Wangen, bis ich mich beruhigt hatte und hingebungsvoll an meiner kleinen Faust saugte. Als nach einer Weile die Hebamme die Hände nach mir ausstreckte, um mich zu reinigen und zu versorgen, gab sie mich nur zögernd frei.

»So, nun nehmen Sie Ihr Töchterchen einmal«, sagte die Hebamme resolut und legte mich frisch gewaschen und gewickelt in Vaters Arme. »Sehen Sie, Ihre Frau ist vor Erschöpfung eingeschlafen.«

Er trug mich mit vorsichtigen Schritten durchs Schlafzimmer hinaus auf die sonnige Veranda, wo uns aus dem Garten der süße Duft der Pfingstrosen entgegenströmte.

Während der Nacht waren heftige Gewitterstürme über Nürnberg hinweggezogen. Doch jetzt zeigte sich zwischen vereinzelt Wolken tiefblauer Himmel und eine strahlende Frühlingssonne umfing uns mit ihren wärmenden Strahlen.

»Sieh mal, meine Kleine, welch wunderschönen Regenbogen der liebe Gott dir zum Geburtstag geschenkt hat!«

Ein farbenprächtiger Regenbogen spannte sich hoch über dem Dutzendteich vom bewaldeten Ufer des Ge-

wässers bis hinüber zum Luitpoldhain. Abziehende graue Wolken im Hintergrund ließen ihn in besonders kräftigen Farben erscheinen.

»Du bist ein Glückskind, weil du zum Pfingstfest auf die Welt gekommen bist, weißt du das?«, erzählte Vater mit leiser Stimme weiter. »Ich wünsche dir alles Glück der Erde, meine kleine Pfingstrose, und einen Lebensweg so klar und so schön wie dieser Regenbogen!«

Nun, Regenbogen haben bei den tief greifenden Ereignissen, die ich im Dritten Reich erlebte, zwar keine Rolle gespielt, aber die gefährlichsten Situationen, die ich im Laufe dieser Zeit erlebte und verkraften musste, waren nicht selten von heftigen Gewittern begleitet, welche – bei Gott – nicht alle naturgegeben waren.

Am Nachmittag hatten sich rund um Mutters Bett auf herbeigeholten Stühlen Besucher gruppiert: die Eltern meines Vaters und Eva, die beste Freundin meiner Mutter, sowie Oma Franzl. Leider fehlte deren Mann, mein Opa, denn er war schon während Mutters Kindheit gestorben. Lisa, die treue Seele unseres Hauses, hielt sich ein wenig im Hintergrund, stets bereit, der Familie eine Gefälligkeit zu erweisen.

»Na, auf welchen Namen soll das Kind denn nun getauft werden?«, fragte mein Großvater und machte Anstalten, sich eine seiner Havanna-Zigarren anzuzünden.

»Nein, lass das bitte!«, rief Mutter entsetzt. »Willst du unser Baby mit deinem Rauch gleich vergiften?«

Unter den missbilligenden Blicken seiner Frau steckte er die Zigarren wieder weg und beugte sich in seinem Sessel vor: »Also, was ist? Bekommt sie den Namen ihrer Großmutter, wie ausgemacht?«

»Ja, sie erhält zwar den Namen Johanna«, erklärte Vater, »aber nachdem unsere Tochter zur Blütezeit der Pfingstrosen geboren ist, wollen wir ihr einen Rufnamen geben, in dem die ›Rose‹ enthalten ist.«

Mutter saß lächelnd und mit geschlossenen Augen in ihrem Bett.

Vater berührte sanft Mutters Arm. »Ludwina, du sagst ja gar nichts!«

Meine Mutter öffnete die Augen und lächelte. »Rosalie wird sie heißen und Eva wie ihre Taufpatin«, sagte sie. »Eva-Rosalie! Hinzu kommen die Namen ihrer Großmütter Franziska und Johanna und ihrer Urgroßmutter Maria-Anna.«

Mutter beugte sich über die Wiege: »Einverstanden, Eva-Rosalie?«

»Eva-Rosalie! Das ist ja ein wunderschöner Name!«, rief die Hebamme beim Betreten unseres Konferenzraums. Vater nickte zustimmend. Damit war die Namensgebung beschlossene Sache: Eva-Rosalie Bartels.

Mein Vater hatte mir prophezeit, dass Gott mich als »Glückskind« zum Pfingstfest auf die Welt geschickt habe. Ob es wirklich an dem, nach seiner Meinung Glück bringenden Pfingstmontag lag, bleibt dahingestellt. Rückblickend betrachteten meine Familie und

Freunde mich als ein durchaus glückliches, unbeschwertes Mädchen, das trotz aller Misere der Nazizeit die Gabe besaß, allen auftretenden Misslichkeiten vorbehaltlos entgegenzutreten oder sich zumindest erfolgreich aus ihnen herauszuwinden.

2. Daniel – mein Freund

Drei Wochen später wurde in der Nachbarvilla Daniel geboren und mit ihm eine tiefe Freundschaft, aber im Dritten Reich ein Ding der Unmöglichkeit, denn Daniel war Jude. Doch was kümmern Kinder Glaubensunterschiede oder Rassenwahn? Wir wuchsen so eng verbunden zusammen auf, als seien wir Bruder und Schwester.

Die jüdische Familie Rosenholz und meine christliche Familie inklusive Mutters Freundin Eva waren sich von Anfang an, das heißt, seit David und Mirjam mit Tochter Ruth und der Arztpraxis in die Nachbarvilla eingezogen waren, außerordentlich sympathisch und es entwickelte sich innerhalb kurzer Zeit eine herzliche Freundschaft. Die Familien tolerierten nicht nur ihre unterschiedlichen religiösen Glaubensrichtungen, sie nahmen auch gegenseitig an vielen ihrer Feste teil, die zu Hause gefeiert wurden.

Unsere Mütter fuhren uns täglich im Kinderwagen am Dutzendteich spazieren, und kaum konnten wir uns mit etwa sieben oder acht Monaten aufrichten, unternahmen wir schon Anstrengungen, zueinander in die Wagen zu krabbeln.

»Wir sollten einen Zwillingswagen kaufen«, lachte Mutter, als sie unser unübersehbares Vorhaben zum ersten Mal beobachtete.

Was aber unser Aussehen anging, konnten wir keineswegs als Zwillinge gelten. Ich hatte blonde, glatte Haare und grüne Augen, während Daniel mit dunkelbraunen Augen unter dunkelbraunen Locken in die Welt blickte. Dagegen hätte man meine Mutter und Mirjam leicht für Schwestern halten können. Sie waren von schlanker, zierlicher Statur, trugen ihr kastanienbraunes, welliges Haar schulterlang, hatten beide dunkelbraune Augen und ein schmal geschnittenes Gesicht mit schmaler Nase und vollem Mund.

Die Familien hatten ähnliche Interessen, vor allem ihre Liebe zur Musik. Jeder von ihnen beherrschte ein Instrument. Vater spielte Geige, Mutter und Mirjam Klavier. Daniels Vater David glänzte mit Bratsche und Cello, während Ruth, Daniels vierzehn Jahre ältere Stiefschwester, die Querflöte liebte.

Die Familien setzten sich oft abends oder an Sonntagnachmittagen in unserem oder im Rosenholzschen Wohnzimmer zum gemeinsamen Musizieren zusammen.

Daniel und ich lagen nie ruhiger und braver in unseren Kinderwagen, als wenn musiziert wurde, und als wir etwas größer waren und schon krabbeln konnten, suchten wir jeweils unsere Lieblingsplätze auf: unter Mirjams großem Flügel oder neben Mutters Klavier, wenn das Konzert in unserem Haus stattfand.

Nur der Sabbat, der von Freitagabend bis Samstagabend gefeiert wurde, war ausgenommen. In dieser Zeit be-

suchten Familie Rosenholz und ihre Freunde die Synagoge und widmeten sich ihren Bräuchen.

Manchmal wurden alle Bewohner des Hauses Bartels, das heißt unsere gesamte Familie, einschließlich Muters bester Freundin Evi, sowie Lisa, unsere getreue Hilfe, zum Sabbatausgang eingeladen. Schon als Baby faszinierte mich das Ritual, wenn die Flammen der mehrdochtigen Hawdalakerze die neue Woche ankündigten, während Onkel David das Abendgebet sang und den Segen der Woche über einem Glas Wein sprach. Jeder der Erwachsenen trank einen kleinen Schluck, dann wurde mit dem restlichen Wein die Kerze gelöscht. Tante Mirjam stellte eine kleine Dose mit Gewürzen auf den Tisch, deren Düfte noch tagelang an den Sabbat erinnerten, und wünschte allen »Schawua tow«, das heißt »Gute Woche«.

Tischgebete wurden bei uns natürlich auch gesprochen, wenn auch nicht mit besonderen Ritualen. Große Feierlichkeiten fanden an unseren wichtigen Festen wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten statt. Da unsere Familie immer am Sonntagvormittag zum Gottesdienst ging, war am Nachmittag wieder Zeit für gemeinsame Freizeitaktivitäten mit Familie Rosenholz.

Daniel und ich durften nahezu jeden Tag einige Stunden miteinander verbringen. Unsere Mütter mussten bald feststellen, dass ihre Kleinen besonders ruhig und fröhlich waren, wenn sie beisammen sein konnten. Dies lehrte uns von Anfang an, dass die Spielsachen des

einen ohne Vorbehalt auch die Spielsachen des anderen waren. Wir waren ein Herz und eine Seele und teilten im wahrsten Sinne des Wortes »Freud und Leid«. Weinte der eine, weil er sich irgendwo gestoßen hatte, weinte der andere aus Mitleid mit, und wenn es etwas zu lachen gab, lachten wir beide.

Mit zunehmendem Alter interessierten uns jedoch die Turngeräte unserer Väter weitaus mehr als die schönsten Spielsachen. Da sie beide begeisterte Turner waren, sahen wir sie oft schon vor dem Frühstück im breiten Flur der oberen Etage unseres Hauses am Trapez oder an den Ringen trainieren und wollten es ihnen unbedingt nachmachen. Wir bettelten so lange, bis mein Vater uns an den Geräten einfache sportliche Übungen beibrachte, deren Schwierigkeitsgrad er von Zeit zu Zeit steigerte. Daniel zeigte sich besonders talentiert und setzte die Erwachsenen in Erstaunen, mit welcher Kraft und mit welcher Ausdauer er bereits als Zweieinhalbjähriger an den Geräten turnte.

Niemand hätte sich zu diesem Zeitpunkt träumen lassen, dass dieses Talent ihm eines Tages ausgerechnet in einer Vereinigung Anerkennung einbringen würde, in der man niemals einen Juden vermutet hätte.

3. Rassengesetze

»Ludwina, Mirjam, hört euch das an!«, rief Vater auf dem Sofa hinter seiner Zeitung. »Unglaublich! Die Nationalsozialisten haben am 15. September, zum siebten Nürnberger Reichsparteitag, ein Gesetz ›zum Schutze des deutschen Blutes‹ erlassen!«

»Und was bedeutet das?«, fragte meine Mutter beunruhigt.

Mein Vater vertiefte sich weiter in den Artikel und schüttelte schockiert den Kopf.

»Na, nun sag schon, Friedrich!«, drängte Mirjam.

»Ab sofort gelten Ehen zwischen Juden und Nichtjuden als Rassenschande. Es wird zur Auflösung dieser Ehen geraten und neue Eheschließungen oder Liebschaften zwischen Juden und Nichtjuden sind unter Androhung schwerster Strafe verboten. Das bedeutet es!«

»Nicht auszudenken, was diese Gesetze für solche ›Mischehen‹ bewirken werden!«, rief Mutter empört. »Welche Ängste diese Menschen ausstehen müssen, vor allem ihre Kinder!«

»Es ist doch ungeheuerlich, was die Nazis sich alles ausdenken!«, pflichtete Mirjam ihr bei. Sie griff nach dem Blatt, um sich selbst von den Ankündigungen ein Bild zu machen.

Daniel und ich tummelten uns gerade mit Purzelbäumen auf dem Parkett und hatten unseren Spaß beim Üben des Spagats.

Erschreckt durch den erregten Tonfall der Erwachsenen, blickten wir verwirrt von einem zum anderen, bis wieder Ruhe eintrat. Wir verstanden ohnehin nichts von »Rassenschande« und »reinem deutschen Blut«. Wir hatten uns lieb und wollten zusammen sein. Das war alles, was für uns zählte.

Für die Freundschaft zwischen unseren Familien waren die Rassengesetze ohne Bedeutung. Sie fühlten sich nicht von ihnen betroffen. Es gab schließlich kein Gesetz, das die Freundschaft zwischen Juden und Nichtjuden verbot. Dennoch ergaben sich im Laufe der Zeit Änderungen, die uns allen nach und nach bewusst wurden.

Etwa eineinhalb Jahre später, als unsere Familien Ende Mai, kurz vor meinem vierten Geburtstag, an einem sonnigen Sonntagnachmittag auf der Terrasse der Familie Rosenholz gemütlich am Kaffeetisch saßen, verkündete Mutter, dass es Neuigkeiten gebe: »Röschen, wir haben dich im Kindergarten angemeldet. Ab Montag darfst du in den gleichen Kindergarten gehen, den auch Tante Evis Nichte Helma und Neffe Heinz besuchen. Das ist doch schön für dich, dass du gleich Freunde findest, nicht wahr?«

Mutter hatte mich im Kindergarten angemeldet! In meinem Kopf läuteten die Alarmglocken, denn das

konnte nur Trennung von Daniel bedeuten. Auf meinen Protest hin erzählte meine Mutter, dass sie ein Geschwisterchen erwarte, das im September auf die Welt kommen solle, und sie bis dahin Zeit und Ruhe für die Vorbereitungen benötige.

»Aber Mutti, ich brauche doch gar kein Geschwisterchen«, sagte ich widerborstig, »ich habe ja Dani!«, und nach kurzem Überlegen fragte ich hoffnungsvoll: »Oder kommt Dani mit mir in den Kindergarten?«

»Nein, das geht nicht, Rosalie. Daniel kommt in eine jüdische Vorschule, in der er die hebräische Sprache lernt«, erklärte Onkel David.

Daniel wusste das offensichtlich schon. Er sah zwar nicht ausgesprochen glücklich drein, nickte aber brav.

Unsere Eltern hatten unserem kindlichen Fassungsvermögen entsprechend schon frühzeitig versucht, uns die Unterschiede zwischen unseren Glaubensrichtungen verständlich zu machen. Dazu gehörte, dass Daniel die Sprache seiner Urahnen lernen sollte, die früher in Ländern gelebt hatten, welche ich mir allerdings nur schemenhaft vorstellen konnte. Anscheinend war es jetzt so weit und ich musste mich damit abfinden.

»Weißt du«, sagte Mutter tröstend, »du bist ja nur vormittags im Kindergarten und Daniel ist zur gleichen Zeit in seiner Vorschule. Nachmittags könnt ihr zusammen spielen, so lange ihr wollt.«

»Nun gibt es noch eine Neuigkeit, bei der es um

Ruth geht«, meinte Onkel David. »Willst du selbst erzählen, Ruth?«

Daniels achtzehnjährige Schwester wirkte ausgesprochen unruhig. Sie wickelte unablässig das Ende ihres dicken Zopfes um die Finger. Nun hob sie ruckartig den Kopf. »Ja, ich ... ich habe ja jetzt das Abitur gemacht, aber ich möchte nicht an eine deutsche Universität gehen. Tante Rebekka und Onkel Simon haben mich eingeladen, bei ihnen in Zürich zu wohnen, damit ich dort studieren kann.« Ruth senkte wieder den Kopf und fuhr fort, mit ihrem Zopf zu spielen.

Ruth würde uns verlassen? Das war für Daniel und mich unfassbar. Ruth hatte sich immer liebevoll um uns gekümmert, wenn unsere Mütter verhindert waren. Sie spielte uns auf der Flöte vor, sang mit uns Kinderlieder, lehrte uns Kinderreime, reparierte für uns kleine Schäden an Spielzeugen und tröstete uns, wenn wir unglücklich waren, weil mal etwas nicht nach unserem Kopf ging.

Wir stürzten auf sie zu. Daniel kletterte auf ihren Schoß und legte die Arme um ihren Hals und ich umklammerte ihre Taille.

»Nein, Ruth, bleib hier!«, rief Daniel, wobei ihm Tränen über die Wangen kullerten. »Du kannst doch auch in Nürnberg in die Unität!«

Ich sagte nichts, aber auch ich weinte ihr Kleid nass.

»Ruth möchte Ärztin werden, wie ich«, erklärte Onkel David. »Das ist aber in Nürnberg nicht möglich.

Stellt euch vor, sie müsste zum Studium in eine andere Stadt ziehen und ganz alleine wohnen, wo sie niemanden kennt. Da ist es doch besser für Ruth, sie geht zu meiner Schwester, eurer Tante Rebekka, und zu Onkel Simon. Das versteht ihr doch! Ihr wollt bestimmt, dass es Ruth gut geht, und bei Tante und Onkel ist es fast wie zu Hause.«

»Aber sie hat dann nicht mehr«, wandte ich ein.
»Uns hat sie doch auch lieb!«

Für Onkel David war es wirklich nicht leicht, zwei Vierjährigen klarzumachen, warum Ruth nicht hierbleiben konnte. Für sie als Jüdin war es höchst unwahrscheinlich, in Deutschland einen Studienplatz zu bekommen, daher boten ihr die Schweizer Verwandten ihre Hilfe an.

Um Daniel und mich auf andere Gedanken zu bringen, zog Ruth uns in eine Gartenecke zur Schaukel. Sie schob uns an, bis wir höher und höher flogen. »Noch mehr, Ruth, noch mehr!«, riefen wir und jauchzten vor Vergnügen.

Ruth hatte selbst große Bedenken, ob sie in Zürich nicht arges Heimweh nach uns allen plagen würde. Dennoch freute sie sich auf Tante Rebekka und Onkel Simon, die sie in sehr guter Erinnerung hatte. Im tiefsten Innern wusste sie, dass es für sie keine andere Lösung gab, als Deutschland zu verlassen. Das Land konnte ihr keine Zukunft mehr bieten.

»Das Vernünftigste wäre, ihr würdet gleich alle zu-

sammen in die Schweiz auswandern«, schlug Vater vor, obwohl er wusste, dass er mit diesem Rat bei David auf Granit biss. Auch die Züricher Verwandten bedrängten David seit Langem, mit seiner Familie das für Juden sich immer unsicherer entwickelnde Deutschland zu verlassen und über die Schweiz nach Amerika zu weiteren Verwandten auszuwandern.

Das lehnte David strikt ab. »Mir und meiner Familie wird nichts geschehen. Mein Vater ist im Vierzehner Krieg (dem Ersten Weltkrieg) gefallen und ich selbst habe als Freiwilliger für Deutschland an der Front gekämpft und sogar das Eiserne Kreuz für besondere Tapferkeit erhalten. Außerdem kann ich als Arzt meine jüdischen Brüder hier nicht im Stich lassen!«

Diese Begründung konnte Ruth als angehende Ärztin zwar verstehen, andererseits hielt sie ihrem Vater vor, dass ihm die eigene Familie doch am wichtigsten sein sollte. Aber seinem Argument, er sei als ehemaliger deutscher Soldat so sicher wie jeder andere Deutsche, hatte sie nichts entgegenzusetzen. (Tatsächlich waren ehemalige jüdische Frontkämpfer im Dritten Reich zunächst von einschneidenden Maßnahmen ausgenommen; das galt aber nur für eine gewisse Zeit; Anmerkung der Autorin.)

Meine Mutter hatte für mich einen evangelischen Kindergarten gewählt. Er wurde von zwei Nonnen und zwei jungen Kindergärtnerinnen geführt. Helma und

Heinz, die Zwillinge von Tante Evas Schwester Maja, besuchten diesen Kindergarten bereits seit einem Jahr und fühlten sich dort sehr wohl.

Sie sprangen sofort auf mich zu, nahmen mich an beiden Händen, führten mich herum und zeigten mir die Einrichtung und alle Spielsachen. Entgegen meinen schlimmen Erwartungen, die natürlich kindlichem Trotz entsprangen, gefiel mir alles sehr gut.

Dann forderte eine Kindergärtnerin die Kinder auf, einen Kreis um mich zu bilden, und stimmte ein Begrüßungsliedchen an, in das alle Kinderstimmen einfie-
len.

Mit allerlei Spielen, dem Lernen eines neuen Liedes und dem Vorlesen einer spannenden Kindergeschichte verflog der Vormittag im Nu. Als Lisa mich um zwölf Uhr abholte, erzählte ich ihr auf dem ganzen Nachhauseweg ununterbrochen von allen Ereignissen während meines ersten Morgens im Kindergarten.

Am Nachmittag berichtete mir Daniel von seinen Erlebnissen in der Vorschule. Es handelte sich allerdings um keine offizielle Vorschule, sondern um die freiwillige Arbeit eines Rabbiners und zweier Lehrer, die abwechselnd in einem der Wohnräume der Teilnehmer stattfand. Sie kümmerten sich um acht Jungen im Alter von vier bis sechs Jahren. Zuerst las der Rabbiner einen Teil einer Bibelgeschichte vor, den sie anschließend gemeinsam nacherzählen mussten, dann sprach er ihnen einen kurzen Satz auf Hebräisch vor und er-

klärte ihnen dessen Bedeutung auf Deutsch. Die wenigen hebräischen Worte musste jeder Junge so lange nachsprechen, bis er sie fehlerfrei konnte.

Mit der Zeit gewann Daniel immer mehr Interesse an der Vorschule. Das Nachsprechen und Verstehen der hebräischen Worte machte ihm bald keine Schwierigkeiten mehr und auf die Bibelgeschichten freute er sich jeden Tag. Auch ich mochte sie sehr, und er musste mir nachmittags jedes Detail erzählen. Die Kinder wurden vom Rabbiner oder von einem der Lehrer täglich abgefragt, und Daniel war dank meiner Wissbegier, die ihn ständig zur Wiederholung zwang, bald der beste Schüler der Vorschule.

Allerdings hatte auch ich ihm einiges zu bieten. Die Kinderlieder und einfachen Reime, die ich im Kindergarten lernte, musste ich ihm gar nicht erst beibringen; er hörte ein bis zweimal zu und schon sang er fröhlich mit und Ruth begleitete uns manchmal auf ihrer Flöte.

Eines Nachmittags nahm Ruth sich besonders viel Zeit für uns. Sie spielte uns alle Stücke auf ihrer Flöte vor, die wir uns wünschten, erzählte Bibelgeschichten, las aus unseren Kinderbüchern vor und sang mit uns Kinderlieder.

Als es für mich eigentlich an der Zeit war, nach Hause zu gehen, nahm sie uns beide in die Arme und sagte: »Ich muss euch jetzt etwas erzählen, und wenn ihr verspricht, dass ihr nicht weint, dürft ihr heute Nacht bei mir im Bett schlafen.«

Ab und zu gelang es uns nämlich, Ruth abzubetteln, dass wir bei ihr schlafen durften. Daher musste es schon etwas Außergewöhnliches sein, das sie veranlasste, uns dieses Vergnügen von sich aus anzubieten.

Eifrig nickten wir: »Ja, wir versprechen es!«

Offensichtlich fiel es Ruth sehr schwer, uns ihre Pläne mitzuteilen. Wie immer in schwierigen Situationen, wickelte sie gedankenverloren ihren langen, schweren Zopf um die Finger.

»Na sag schon, Ruth!«, drängte Daniel.

»Ich fahre morgen früh nach Zürich«, gestand sie mit verdächtig feuchten Augen.

»Nein, Ruth, nicht weinen!«, bat Daniel.

Jetzt war es plötzlich an uns, zu trösten, denn Ruth weinen zu sehen, war uns unerträglich. Wir umarmten und streichelten sie.

»Du kannst uns doch bestimmt bald einmal besuchen«, meinte ich.

»Ich werde euch ganz oft schreiben«, wick Ruth aus. Sie gab sich einen Ruck und befahl: »Kommt, jetzt gibt es Abendbrot und dann ab ins Bett!«

Ruth hatte sich bereits am späten Nachmittag von Mutter, Oma Franzl und Tante Evi verabschiedet und fürsorglich gleich Zahnbürste und Pyjama für mich mitgenommen. Nachdem unsere Abendtoilette beendet war, schloss Ruth die Fensterläden in ihrem hübschen Mädchenzimmer und wir kuschelten uns zu dritt in Ruths großes, weißes Bett mit dem sternenbestick-

ten Baldachin. Wir sprachen unsere Abendgebete, und damit nicht noch einmal Trauerstimmung aufkam, knipste Ruth ihre Nachtlampe an und las uns eine Gutenachtgeschichte vor. Das gedämpfte Licht und ihre ruhige Stimme taten ihre Wirkung und wir fielen bald in tiefen Schlaf.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, saß Ruth schon längst im Zug nach Zürich und reiste ihrem neuen Leben entgegen. Sie hatte auf einem Tischchen für Daniel und mich Geschenke zurechtgelegt: für Daniel einen Holzkreisel mit Schnurpeitsche sowie eine wunderschöne Samttasche für einen Gebetsschal. Die dunkelgrüne Tasche hatte sie mit viel Liebe und Geschick genäht, mit gleichfarbiger Seide gefüttert und die Nähte mit dünner Goldkordel verziert. Die Oberseite schmückten Daniels Initialen, mit Goldfaden in kunstvollen Schnörkeln gestickt. Für mich gab es eine ebenso wunderschöne, selbst genähte und bestickte Tasche, nur war sie aus dunkelrotem Samt gefertigt und sollte als Hülle für ein Gesangbuch dienen. Dazu erhielt ich ein Jo-Jo.

Wir waren beide von unseren Geschenken so begeistert, dass wir unseren Abschiedsschmerz für den Augenblick vergaßen. Die Samttaschen nahmen unsere Mütter vorerst in Verwahrung, bis wir alt genug sein würden, sie zu benutzen.

Am Anfang fehlte Ruth uns Kindern sehr, denn sie hatte sich doch fast jeden Tag wenigstens einige Minu-

ten Zeit für uns genommen, um sich etwa meinen neu eingeübten Kinderreim anzuhören oder Daniels neu gelernte hebräische Vokabeln abzufragen. Offensichtlich hatte sie damit gerechnet, dass wir Sehnsucht nach ihr haben würden, daher wohl ihre Geschenke, die Spielsachen, die unsere volle Aufmerksamkeit verlangten.

Es stellte sich heraus, dass das Spielen mit Kreisel und Jo-Jo kein einfaches Unterfangen für vierjährige Kinder war, doch als unsere Eltern mit uns übten, beherrschten wir das Antreiben des Kreisels mit der Schnurpeitsche und das Schwingen und Hochwerfen des Jo-Jos bald sehr gut, und Daniel und ich avancierten zur Sensation unter den Kindern in unserem Bekanntenkreis.

Wenige Wochen später träumte ich in einer Septembernacht, dass ein Mann an unserem Haus vorbeiging, der in seinem Rucksack ein blökendes Schäfchen trug. Als ich morgens aufwachte, kam Oma Franzi mit strahlendem Gesicht in mein Zimmer.

»Oma Franzi, ich habe geträumt, dass auf der Straße ein Mann vorbeigegangen ist. Er hatte einen Sack auf dem Rücken. In dem war ein Schäfchen, das machte ›mäh, mäh‹.«

Sie winkte mir nur zu, ihr zu folgen, und führte mich an Mutters Bett.

Glücklich lächelte Mutter mich an. »Sieh mal, du

hast heute Nacht ein Schwesterchen bekommen«, sagte sie. Sie hielt ein winziges Wesen im Arm, so klein wie meine Babypuppe.

»Oh, ist die süß, und sooo klein! Darf ich sie mal tragen?« Ich versuchte, auf das Bett zu krabbeln, um das Baby zu nehmen.

»Vorsicht, Röschen«, wehrte Mutter ab, »später darfst du Helga gerne halten, aber jetzt schläft sie, siehst du? Vielleicht gehst du erst ins Badezimmer und zum Frühstück. Wenn du dann zurückkommst, darfst du dein Schwesterchen in den Arm nehmen.«

Schnell rannte ich zum Bad. Oma Franzl half mir beim Duschen und Anziehen, und im Nu war ich auch mit dem Frühstück fertig, um so schnell wie möglich zum Schwesterchen zurückzueilen.

Ein Blick auf ihr Gesichtchen sagte mir, dass sie wach war. Sie hatte die Augen geöffnet und lutschte eifrig an einem Däumchen. »Darf ich sie jetzt tragen, Mutti?«, fragte ich.

»Ja, das darfst du«, sagte Vater. Er erhob sich von dem Sessel, der neben dem Bett stand, und setzte mich hinein. Dann schob er noch ein Kissen unter meinen Ellbogen und legte mir mein Schwesterchen in den Arm. »Sei schön vorsichtig! Und drück sie nicht so fest wie deine Babypuppe!«, warnte er.

Glücklich hielt ich das kleine, warme Bündel und streichelte vorsichtig über das Köpfchen, das von dichten, dunklen Haaren bedeckt war. »Helga ist aber ein schöner Name«, sagte ich.